

Universitätsbibliothek Wuppertal

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken

Geffcken, Johannes

Leipzig, 1904

I. Der Eintritt des Christentums in die griechisch-römische Welt

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2576](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2576)

I. Der Eintritt des Christentums in die griechisch-römische Welt.

1
17
17
31
50
67
67
82
97
114

Mit Recht dürfen wir Deutsche von der gegenwärtigen Epoche unseres geistigen und sittlichen Daseins, mögen wir auch sonst vieles an ihr tadeln und in ihr zu leben durchaus keine besondere Lust finden, rühmend hervorheben, daß sie dem religiösen Leben wieder in besonderem Grade zugetan ist. Auf welchem Standpunkte man auch steht, man wird, wenn man wirklich gerecht urteilen will, unbedingt zugestehen müssen, daß nur sehr wenige unter den Mitlebenden auf der Bank der Spötter sitzen. Wirkliche Frivolität ist überhaupt gottlob ein seltener Gast in deutschen Landen gewesen; der Ausdruck „christliche Bonzen“ entstammt einer rasch vorübergehenden Zeit, in der der platteste Materialismus sich vieler Geister bemächtigt zu haben schien. Wir sind darin gottlob weiter gekommen; selbst nicht religiöse Philosophen und Historiker erkennen in dem Christentum ein gewaltiges Problem, ja zum Teil das größte Problem der menschlichen Entwicklung. Ganz abgesehen von den religiösen Vorträgen, zu denen sich nur die Gleichgesinnten zu versammeln pflegen, ist der allgemeine Trieb in Deutschland, überhaupt vom Inhalte und der Bedeutung des Christentums wieder nähere Kenntnis zu gewinnen, stärker und stärker geworden. Es ist doch etwas Großes, daß A. Harnack in Berlin vor einem Auditorium von etwa 600 Studierenden aller Fakultäten über das Wesen des Christentums sprechen konnte. Ein gleiches Symptom der Zeit bleibt es, daß der bekannte Verfasser der Grundlagen des 19. Jahrhunderts, Chamberlain, Betrachtungen und Bearbeitungen der Worte Jesu veröffentlicht hat, und auf derselben Linie steht das Interesse, das der Kaiser und nach ihm ganz Deutschland den Vorträgen von Delitzsch zugewendet hat, die dieser unter einem ziemlich geschmacklosen Titel über „Babel und Bibel“ gehalten.

Die Vorträge Harnacks und Delitzschs haben eine Flut von Gegenschriften hervorgerufen. Die feste kritische und theosophische Position des einen verletzte die Orthodoxie, die große Überschätzung der Ergebnisse, welche die babylonische Forschung gezeitigt, hat den Widerspruch gegen Delitzsch womöglich noch energischer werden lassen. Es scheint eben auf diesem Gebiete, dessen Bereich nicht nur unseren Verstand berührt, wirkliche Objektivität kaum zu geben. Man ruft überall in der Welt nach voraussetzungsloser Forschung, und doch fragt man auf diesem Felde fast jede neue Kundgebung literarischer Art von vornherein nach ihrem „Standpunkte“. Es muß dies ein Übel heißen, aber es ist doch ein fast notwendiges. Solange wir eine christliche Erziehung genießen, können die Probleme der christlichen Überlieferung nie zur reinen Verstandessache werden. Wie man die Frage nach der Authentizität der Evangelien auch behandelt, ob man diese Schriften alle einander ergänzen läßt, wo es nur angängig ist, oder ob man eins bevorzugt, ob man glaubt, einen historischen Christus gewinnen zu können oder nur eine Art von Mythos findet: eine innere, ja oft innigste Anteilnahme des Gemütes an dem Stoffe der Arbeit ist notwendig. Denn wenn der Theologe, der sich mit der Erscheinung Christi zu befassen hat, nicht ein fühlender Mensch ist, so ist er kein rechter Theologe. Aber eben darum werden ihm, mag er urteilen wie er will, leicht überall Gegner entstehen, die es ebenso redlich meinen wie er, ihm die eigene Ehrlichkeit aber wohl leider nicht immer zugestehen werden.

Von Christi Persönlichkeit und Wirkung, von den Evangelien u. ähnl. soll hier nun nicht die Rede sein. Der Historiker und Philologe hat es bei der Betrachtung des Christentums, das ihn sonst ja nicht viel weniger als den Theologen auch in die Bande des Herzens schlägt, doch entschieden leichter. Er vermag eher als jener einmal voraussetzungslos zu arbeiten, er kann von irgend einem Gebiete ausgehend von der Peripherie her ins Innere eindringen; für den Theologen ist der Ausgangspunkt meist Christus selbst, er wird in der Regel seine Kreise konzentrisch ziehen. Und hier, auf diesem Gebiete der Geschichte des Christentums, wo die Quellen reichlicher fließen, je weiter wir von der Person Christi selbst abrücken, läßt sich auch zu positiveren und ich möchte sagen: friedlicheren Ergebnissen als bei den Studien über die Person Christi selbst gelangen.

Und doch führen derartige Betrachtungen immer wieder ins Zentrum der ganzen behandelten Bewegung zurück; an der tiefen und mannigfaltigen Erregung und Beeinflussung der Geister messen wir immer wieder aufs neue die Größe dessen, der diese Bewegung hervorgerufen hat.

Indem wir nun einige Kapitel aus der Zeit des älteren Christentums, d. h. wesentlich von der Epoche des 2. Jahrhunderts an betrachten, dürfen wir, so sehr es unsere Aufgabe sein muß, Objektivität zu erstreben, keineswegs den Anspruch erheben, dies Ziel auch wirklich zu erreichen, oder besser gesagt: objektive Wahrheiten zu entwickeln. In der That gibt es, wenn wir wirklich ehrlich sein wollen, eigentlich nur eine unumstößliche Tatsache, die Tatsache vom Siege des Christentums; die Gründe dieses Sieges liegen, so einfach sie auch dem naiv Denkenden scheinen, tiefer verborgen als mancher meint; ja, wir können diese Frage vielleicht nur vermutungsweise beantworten. Aber immerhin vermögen wir das Werden dieser Tatsache mit einigermaßen klarem Blicke zu verfolgen und da zu belehrenden Ergebnissen kommen. Freilich ist es dabei nicht ausgeschlossen, daß diese Ergebnisse hier und da ein Gefühl verletzen und an einer teuer gewordenen Anschauung rütteln könnten. Aber wir dürfen uns hier weniger als irgendwo scheuen, der Wahrheit, die doch gerade von den Christen gesucht wird, ins Angesicht zu sehen. Eine solch riesige Entwicklung wie sie der Sieg einer völlig neuen Weltanschauung bedeutet, vollzieht sich nicht ohne mannigfachste Irrtümer, nicht ohne die höchste, oft alles Maß übersteigende Leidenschaft, nicht ohne Rückschläge: Sturm und Drang sehr menschlicher Art kennzeichnet den Werdegang auch des Christentums. Aber eben darum leuchtet auch wieder der Glanz der menschlichen Persönlichkeit sieghaft durch alle diese oft wenig erfreulichen Kämpfe hindurch, und das Ziel des Kampfes, die Verwirklichung des höchsten, auf Erden denkbaren Ideals heiligt mehr als irgendwo und irgendwann auch die Mißgriffe der Leidenschaft.

Wir redeten soeben von dem immer stärker werdenden Interesse unserer Tage für diese Fragen. Es ist eine fast geheimnisvolle Schickung, daß auch die theologische Forschung, die ja ebenfalls einen neuen Aufschwung in unserer Zeit genommen hat, durch ganz unvorhergesehene Entdeckungen unterstützt wird. Funde sind gemacht worden und werden noch immer

gemacht, die man nicht zu träumen wagte. Längst verloren geglaubte uralte Schriften sind mehr oder minder vollständig ans Tageslicht getreten, moralische Gemeindefchriften des älteren Christentums, Apokalypsen in Menge, Bruchstücke von Evangelien, angebliche Worte des Herrn. Haben wir denn schon soviel gewonnen, so bleibt die Hoffnung auf noch größeres; nach dem Erlebten wäre es gar kein besonderes Wunder, wenn uns noch einmal ein älteres Evangelium beschert würde. Freilich steht hinter dem, was uns solche neue Funde lehren, jederzeit wieder eine Fülle neuer Probleme, und zum absoluten Wissen dringen wir nach der Natur dieser Probleme noch weniger als irgendwo sonst vor.

Indem wir uns nun zuerst der Betrachtung der heidnischen Zustände bei dem Eintritte des Christentums zuwenden, gilt es zunächst einer Anschauung zu widersprechen, die noch immer nicht ganz aus der Reihe der landläufigen und gedankenlos weitergegebenen verschwunden ist, der Meinung nämlich, als habe gerade zu dem Zeitpunkte der Erscheinung Christi das Heidentum oder besser gesagt, die griechisch-römische Welt, so absolut abgewirtschaftet, daß sie sich schon selbst in Bankrott erklärt habe. Die Altäre sollen da gänzlich verlassen gewesen sein, der Augur lachte den Augur aus, die unglaublichsten Laster triumphierten ungestraft, Rom war ein Babel der abscheulichsten Verbrechen, und wenn die Griechen auch nicht so verdorben wie die Römer waren, so taten sie doch nichts, sondern schlugen den Tag mit philosophischem Geschwätze tot, so wie Paulus sie in Athen traf. Das ist alles in dieser Form entweder gar nicht oder nur zu einem sehr kleinen Teile richtig und entstammt einer durchaus einseitigen Auffassung.

Die Welt war allerdings müde, aber nicht in dem Sinne, wie man uns vielfach hat glauben machen wollen. Sie war in keiner Weise kulturell am Ende angelangt; eine Epoche, die den Schriftsteller Cäsar, die einen Horaz und Tacitus, um nur die Größten zu nennen, hervorgebracht hat, ist nicht fertig mit sich selbst. Man war nur materiell von den ewigen Bürgerkriegen, deren Verwüstung wir uns gar nicht groß genug vorstellen können, erschöpft. Die römische Miswirtschaft hatte die Provinzen aufs tiefste entkräftet, so sehr auch schon einzelne einsichtsvolle Männer gerade an der Erleichterung der Provinzialen gearbeitet hatten. Und nun kam, nach all dem Glend

vieler Jahrzehnte, das Kaiserreich, und das Kaiserreich war hier wirklich der Friede. Es gab eine Zentralstelle, an die sich der Provinziale in seiner Not wenden konnte, Herrscher, die stets eine offene Hand hatten, regierten in dem früher nur mit fremden Gute verschwenderischen Rom: ein Richter war wieder auf Erden. Das materielle Leben blühte nach dem tiefen Niedergange wieder auf, und wenn der Senat in Rom noch immer zum Teil abseits stand und seine Schriftsteller nicht genug über die Tyrannei der Herrscher zu klagen wissen, so sind die Provinzen fast vom ersten Tage an, wo das Kaiserregiment beginnt, fanatisch kaiserlich gesinnt, und mancher Imperator, den wir durch senatorische Brille als einen Wüterich anzusehen gewohnt sind, galt der Provinz als Wohltäter. In erster Linie natürlich Augustus selbst. Die dankbare Provinz Asien, eine Tatsache, die uns erst ein neuerer Fund gelehrt, hat ihn als den „Heiland“ verehrt, und wir wissen nunmehr, mit welcher energischer Absicht das Christentum diesen Namen auf den Gründer der eigenen Religion bezogen hat: der Nazarener sollte den römischen Imperator verdrängen. — Wer nun in die Geschichte dieser Kaiserfamilien und ihres Anhanges hineinschaut, den schaudert es mit Recht ob der Greuel, die hier geschehen. Aber solche Verbrechen wider alle Natur sind oft genug auch zu anderen Zeiten geschehen. Ein Blick in die geheime Geschichte vieler europäischer Fürstenhöfe zeigt ganz ähnliche Vorgänge wie die waren, die sich an römischen Hofe abspielten, und wollte man die Sittlichkeit moderner Völker allein nach der Chronique scandaleuse gewisser Gesellschaftskreise beurteilen, so käme man zu sehr pessimistischen Ergebnissen. Die Paradestücke römischer Verderbtheit sind durch die antike Offenheit, die nie ein Blatt vor den Mund nahm, und durch die Skandal-sucht der Historiker in die Beleuchtung gekommen, als sei solches Tun damals allgemeine Regel gewesen. Zwei Dinge aber entscheiden über die Moral einer Zeit: die sittliche Beurteilung des Bösen, das in ihr geschieht, und ihre positiven Leistungen im Guten. Das erstere Moment wird in der Kaiserzeit nicht vermisst, jedenfalls viel weniger als z. B. in der italienischen Renaissance; die römischen Kaiser, die wirklich nichts getaugt haben, sind durch die Volksstimme jederzeit verurteilt worden. Schlimmer aber steht es mit der Beantwortung der Frage, was denn in jener Zeit Gutes geleistet worden ist. Die Menschen waren damals

nicht viel schlechter als sonst auch; das religiöse Gefühl und Bedürfnis war im steten Steigen begriffen, wie die Gottesdienste, von denen noch zu reden sein wird, bezeugen, aber der zunehmende materielle Wohlstand, der tiefe Frieden der Provinz wiegte die Welt in ebenso tiefe Tatenlosigkeit ein. Feste verdrängen Feste, überall werden Reden gehalten, die ein heutiger Mensch mindestens dreimal lesen muß, um zu begreifen, um welche ein Nichts sie sich drehen. — Aber dieser äußeren Tatenlosigkeit entspricht ein starkes Leben des Gemütes. Unzählige Grabchriften bezeugen es, wie tief man den Tod seiner Liebsten empfand, wie eng namentlich das eheliche Band liebende Gemüter umschlang: die Kaiserzeit ist's doch, in der jene römische Frau angeichts des Todes sich vor ihrem Gemahl den Dolch ins Herz stieß und ausrief: Pätus, es schmerzt nicht! Und lesen wir weiter die Schriften eines Seneca und eines Epiktet, so erstaunen wir über die Heiligkeit und Erhabenheit ihrer sittlichen Anschauungen. Noch immer meinen daher heutzutage manche, Seneca müsse unbedingt eine Ahnung von der Lehre Christi empfangen haben; sie wiederholen damit nur den Irrtum des späten Altertums, das eben um dieser Ähnlichkeit willen einen heute noch erhaltenen Briefwechsel zwischen Paulus und Seneca fingierte.

Ein männliches Zeitalter aber wird die Wissenschaft ehren und fördern. Davon ist hier, trotzdem wir hervorragende Juristen und auch Philologen kennen, nicht mehr viel die Rede. Die griechische Wissenschaft wenigstens, auf die es doch wesentlich ankommt, hatte ihren Höhepunkt erreicht, sie beginnt nun allmählich, den Vorrat nicht mehr zu vermehren, sondern zu bergen und zu sammeln. Vor allen Dingen fällt ein starkes Nachlassen der exakten Wissenschaften auf. Die Mathematik und Astronomie nimmt bedenklich ab, um erst im späten Altertum im ausdrücklichen Gegensatz gegen das Christentum, welches von der Mathematik nichts Gutes erwartet, wieder aufzublühen. Man kommentiert die alten Werke und leitet die Tradition weiter fort. Ebenso ist's mit der Geographie. Auch hier fragen wir bei den einzelnen Vertretern dieser Wissenschaft nicht mehr nach ihren Reisen oder nach ihren selbständigen Forschungen, sondern nach den von ihnen benutzten, oft mehrere Jahrhunderte hinter ihrer Zeit liegenden Quellen. Es ist doch auch ein etwas trauriges Zeichen für diese Epoche und ihren wissen-

schaftlichen Sinn, daß ihr größter Geograph, der bekannte Ptolemäus, auch ein Werk über die Astrologie geschrieben hat. Auch die Medizin liegt im argen; der einzige wirklich hervorragende Arzt und Schriftsteller der Zeit, Galenos, hat auch ältere Werke kommentiert und sonst vielfach noch anderen Interessen gelebt. Vollenbs haben die historischen Wissenschaften, wenn man überhaupt von solchen im Altertume sprechen kann, ihre eigentliche Bedeutung verloren. Einen Historiker, der wirklich ernste, objektive Quellenforschung triebe, gibt es nicht; alles kommt — es ist dies überhaupt der Grundfehler der antiken Historiographie — auf die Darstellung und ihren Schmuck an, selbst Männer wie Tacitus haben für uns den Hauptreiz der schriftstellerischen Persönlichkeit; strengste Wahrheitsliebe darf man bei ihnen trotz ihrer Versprechungen nicht suchen. Denn nur ein einziges Fach der geistigen Tätigkeit wird wirklich mit allgemeiner Teilnahme, ja mit immer steigendem Interesse, dem sich auch die Christen später nicht entziehen können, kultiviert; es ist die Wohlredenheit oder vielmehr die Kunst, das, was sich mit wenigen Worten sagen ließe, in möglichst vielen möglichst zierlich, ja gewunden auszusprechen und niederzuschreiben. Das lernt man in den Rhetorenschulen von klein auf, man erhält Leitfäden über die richtige Wahl der Worte in die Hand gedrückt; man lernt jedem Gebiete angemessen, bald in diesem, bald in jenem Stile zu schreiben.

Den Leistungen der Wissenschaft entspricht ihre Schätzung. Schon lange arbeitete, wie wir es noch im einzelnen sehen werden, die griechische Philosophie an der inneren Ausweitung des Menschen. Aber erst in dieser Epoche kommt die Idee immer mehr zum Durchbruch, daß die Wissenschaft nichts helfen könne, daß alles auf die Pflege der Seele abzielen müsse. Der schon genannte Seneca echauffiert sich zwar zuweilen für die Wissenschaft, wie er sie versteht, aber er tut das nur, weil seine griechischen Vorgänger so empfanden. Wo seine eigene Gesinnung zutage tritt, läßt er ganz andere Dinge hören. Die Geometrie ist ihm ganz wertlos: was nützt es, ruft er aus, den Flächeninhalt eines Grundstücks zu berechnen, wenn ich nicht verstehe, mit dem Bruder zu teilen! Man soll nicht mehr als genug wissen; die meisten Gelehrten sind lästig, geschwätzig, verstimmt und eingebildet. Die Wissenschaft bessert den Menschen nicht, nur das Studium der Weisheit vermag

das. — Wenn man also von manchen Leuten die Bildungsfeindlichkeit des Christentums behaupten hört, so ist dies in dieser Form falsch. Die Christen haben zwar zum absoluten Wissen sich nicht minder feindlich als die griechisch-römischen Philosophen gestellt, aber bei diesen ist es ursprünglich, während die Christen nur so denken, wie alle um sie herum: die Wissensmüdigkeit der alten Welt ist auch für das Christentum eine seiner Voraussetzungen.

Was also die Zeit am meisten beschäftigt, das ist das eigene Ich. Das ist, wenn man auch große Taten der Faust und des Geistes vermissen muß, kein schlechtes Zeichen für diese Menschen, um so mehr als dies Gefühl in großer Allgemeinheit auftritt. Die Beschäftigung mit dem eigenen Innern aber führt notwendigerweise zu der Frage: wer ist dein Gott und wie lebst du mit ihm? An dieser Frage hängt das ganze Verständnis, das wir für die Zeit gewinnen können. Wir müssen daher, um so mehr als die Theologen vielfach auf diesem Gebiete von ganz allgemeinen Vorstellungen, ohne selbst Quellenstudien getrieben zu haben, ausgehen, die religiöse Prädisposition der antiken Menschheit zur Zeit von Christi Auftreten und in den nachfolgenden Jahrzehnten scharfer ins Auge fassen.

Der griechische Götterglaube war hervorragenden Denkern des Altertums vielfach ein Stein religiösen Anstoßes gewesen, es ist ja bekannt, daß Platon aus seinem Idealstaate die Lektüre eines so gottlosen Dichters wie Homers verbannen wollte. Aber das waren nur einzelne Vorstöße. Das Ende des vierten Jahrhunderts erst führt eine neue Epoche des theologischen Denkens herauf. Die überwältigende Erscheinung Alexanders des Großen schien alle Maßbestimmungen menschlichen Könnens ins Unendliche erweitern zu wollen, und der Wille des Königs, daß man ihm göttliche Verehrung erweisen solle, konnte sich trotz des Widerstandes mancher Skeptiker durchsetzen. Ebenso handelten seine Nachfolger. Wo die Menschen nun als Götter galten, konnte als Komplement dazu nicht ausbleiben, daß man begann in den Göttern Menschen zu sehen. Derartige rationalistische Meinungen, daß die Götterkulte wohl aus der Verehrung besonders hervorragender Menschen stammten, waren nun zwar schon öfter aufgetaucht, in ein System aber brachte sie erst der Grieche Euhemeros, von dem diese ganze rationalistische Richtung den Namen Euhemerismus er-

halten hat. Cuhemeros schrieb eine Art von Reiseroman, in dem er behauptete, auf einer alten Inschrift die Taten der Götter als Taten von alten Königen verzeichnet gefunden zu haben. Diese Könige sollten dann später sich selbst für Götter erklärt haben. Das platte, aber wie es scheint für die damalige Zeit sehr amüsante Buch ist von den bedeutenden Geistern des Altertums um seiner Lügen willen ziemlich geringschätzig behandelt worden; den Christen hat es allerdings nicht selten in ihrem Kampfe gegen die Heiden gute Dienste getan. Wir haben in ihm nur ein Zeichen jener Zeit, ein Symptom zu sehen, aber durchaus keinen planvollen, tief durchdachten Angriff auf die Götter des Volksglaubens; sonst hätte der Verfasser seine Offenbarungen wohl nicht in das Gewand eines Reiseromans gehüllt. Ein System kam erst in diese Polemik, als die Anhänger des Epikur, desselben Philosophen, dessen Name nachher für alle schnöde Genußsucht mißbraucht wurde, ihren Feldzug gegen die Volksgötter der Griechen eröffneten. Wir müssen hierbei etwas ausführlicher verweilen, weil sonst die Polemik des Christentums gegen die Heiden uns nicht verständlich ist. Die Epikureer hielten sich nun zunächst über die menschliche Schwäche der Götter auf. Wenn man auf der Insel Kreta ein Grab des Zeus zeige, so sei der Vater der Götter also einmal wirklich gestorben, gerade so wie der schöne Liebling der Aphrodite, Adonis; er könne demnach kein Gott sein. Außerdem hätten diese Götter oft schwere Mühen und Schmerzen erdulden müssen, Herakles sei dem Eurystheus dienstbar gewesen, Ares und Aphrodite wurden verwundet und was dergleichen Geschichtchen noch mehr existierten. Auch sei es sehr wenig einer Gottheit würdig, wenn sie immerfort ein Amtssymbol, einen Bogen oder einen Schmiedehammer, einen Spiegel oder dergleichen trüge. Und wie soll man sich dann auch die Götter vorstellen? Läuft Apollo immer mit glatten Wangen umher, sah er stets so aus, hatte der Schmiedegott Hephäst immer seinen Hinkfuß? Von Zeus' Söhnen ist die ganze Welt erfüllt worden; der oberste Gott fürchtete sich nicht, aus Liebe bald ein Stier, bald ein Schwan, bald ein Adler zu werden. Leben ferner diese Götter nicht eigentlich immer im Streite? Im troischen Kriege schlugen sie rücksichtslos aufeinander ein, im hohen Olymp droht Zeus die Götter an die Wand zu werfen, und wenn die Gemahlin des höchsten Gottes

etwas durchsetzen will, so betrügt sie ohne jeden Skrupel ihren Gatten. In der That hastet diesen Göttern nichts Gottähnliches an; sie glauben die armen Menschen die Kunde der Zukunft lehren zu können, und doch läuft der Drakelgott Apollo der Daphne nach, ohne zu ahnen, daß sie sich gleich in einen Lorbeerstrauch verwandeln wird. Solche Götter können keine Muster für die Menschen sein, im Gegenteil, ihr Beispiel wirkt höchst schädlich und bringt die Menschen nur auf böse Dinge. Es ist darum die höchste Gottlosigkeit, diese Götter zu verehren, und die Dichter haben daher durch diese Fabeln schwere Schuld auf sich geladen. Natürlich gibt es Götter, denn der Glaube an sie ist zu allgemein, und es ist unrichtig, den Freigeist zu spielen, wenn das Volk ihnen zu Ehren Feste feiert und ihnen Opfer bringt; man soll niemanden in seinem Glauben stören. Aber ob diese Götter uns helfen können, ja, ob sie überhaupt sich um uns kümmern, das ist mehr als fraglich.

So dachten die Epikureer, und ihr Denken war ernst und wirkungsvoll. Aber für das griechische Empfinden konnte diese reine Negation nicht genügen. Seiner Sehnsucht nach dem Anschluß des Menschen an eine Gottheit entsprach nun wenigstens zum Teil die Lehre der Stoa. Freilich geben auch die Stoiker zu, daß die Götter der Dichter, die sich ja schwerer Gesetzesverletzung schuldig machen, ein Nichts sind. Aber es gilt, sie richtig zu verstehen. Diese Mythen haben ihre tiefere allegorische Bedeutung. Zeus ist nicht der Verführer sterblicher Weiber, sondern er ist die alles ordnende Weltvernunft, der sogenannte Logos (, der ja noch in mannigfacher Umgestaltung im Prolog des Evangelium Johannis wiederkehrt), Zeus ist die Seele des Alls. So ist denn Ares der Krieg, Hephäst das Feuer, Hera die Luft, Apoll die Sonne, Artemis der Mond. Wenn also die Götter im Olymp sich mit Zeus herumschlagen, so ist dies nichts als der Kampf der Elemente miteinander, wenn Hephäst durch den Götterkönig aus dem Olymp auf die Erde geschleudert wird, so versteckt sich darin nur die Tatsache von der Herabkunft des Feuers auf die Erde, wenn Ares, von Athene verwundet, laut aufschreit, so ist das nichts als das ungeordnete, rohe Barbarenheer, das im Kampfe viel Getöse macht, und schließlich, wenn Ares und Aphrodite sich vereinigen, so haben wir darin nur den Bund zwischen Streit und Liebe zum Zwecke der Harmonie zu erkennen. — Dieser allegorische Rationalis-

mus, dergleichen, obſchon in veränderter Form auch die chriſtliche Nachwelt manches erlebt hat, war aber nur Außenwerk der ſtoischen Lehre und konnte das religiöſe Bewußtſein natürlich nicht ausfüllen. Die Hauptſache für die Stoa iſt der Glaube an die Vorſehung, eine Überzeugung, die in dieſer Form, unterſtützt mit den gleichen Argumenten, faſt identisch im Rationalismus des 18. Jahrhunderts, der überhaupt der Stoa ſo ähnlich iſt, wiederkehrt. Der Stoiker ſah ſich im Weltall um und fand alles dort wunderbar beſtellt. Nach ewigen, ehernen Geſetzen vollzieht ſich der Umſchwung der Geſtirne, und ſie alle dienen der Welt der Menſchen in verſchiedenſter Weiſe. Alſo muß hinter dieſer wunderbaren Ordnung doch eine bewegende Kraft ſtehen. Wenn Barbaren einen rotierenden Globus mit den um ihn kreisenden Sternen ſehen, ſo erfüllt ſie doch ſicher Staunen über dieſe Leiſtung des menſchlichen Verſtandes: und wir ſollten glauben, daß das Firmament ſeelenlos, urheberlos ſich abrollte? Treten wir doch hinein in ein Gymnaſium, das nach einheitlichem Plane ſein Tagewerk vollendet, ſuchen wir eine wohlregierte Stadt auf, ſehen wir ein Schiff fahren: und wir ſollten annehmen, daß alles dieſes von ſelbſt geſchehe? Und dann, wie iſt die Erde ſelbſt doch ſo wohl geordnet, wie ſchön iſt ſie, welches Ebenmaß herrſcht hier, wie iſt überall der Zweck des Ganzen erkennlich! Für die Erhaltung und den äußerlichen Schutz der Tiere iſt aufs beſte geſorgt, ſie ſind gegen alle Unbilden der Natur bewahrt, ſie haben Waffen. Für wen iſt nun dieſes alles? Doch nicht für ſie ſelbſt, ſondern das Ziel der Natur iſt ſtets der Nutzen des Menſchen. Und nun er ſelbſt, der Menſch, wie künstlich und fein iſt er bereitet! Jeder Körperteil hat ſeinen beſonderen Nutzen, ſeine eigenartige Beſtimmung, ja auch ſeine individuelle Schönheit. Sind wir ſomit ſelbſt aufs beſte mit uns eingerichtet, dienen uns die Tiere, können wir endlich aus dem Lauf der Geſtirne den Willen des Geſchickes erkennen, ſo iſt doch wohl klar, daß dieſe ganze große Natur ſich um den Menſchen als ihr Zentrum bewegt, daß er ihr Endzweck iſt. Dieſe Natur aber iſt die erhabene Vorſehung, iſt ein wundervoller, göttlicher Wille, der das ganze All durchbringt, iſt Gott ſelbſt, der den Menſchen als ſein Geſchöpf mit Vaterliebe umfaßt, ſelbſt aber ihm unſichtbar bleibt und nur von frommer Ahnung erfaßt werden kann. Dieſe Gottheit aber hat ihre

Teilgewalten, denn auch die Welt und die Gestirne und Elemente sind Götter, indem jedes den göttlichen Willen zu einem Teile in sich trägt.

Diese großartige und für unendlich viele Menschen beseligende pantheistische Philosophie fanden die Epikureer nun zum besten Teile lächerlich. Die allegorischen Götter der Stoa bedünkten sie phantastische Wahngestalten, ein Licht- oder Feuer-gott, meinten sie, könne niemand vor einer bösen That bewahren. Die stoische Vorsehung, die das All durchflutende Göttlichkeit, ist den Epikureern eine alte Tante, die überall neugierig ihre Nase in Dinge hineinsteckt, die sie nichts angehen. Dieser stoische Gott kommt ja auch gar nicht zur Ruhe, wenn er für so viele Dinge sorgen soll. Ein Zweck ist überhaupt gar nicht ersichtlich; oder könne man irgendeinen erdenkbaren Nutzen in der Existenz z. B. des Ungeziefers finden? Wo ist dann endlich auch Gott vor der Erschaffung der Welt gewesen? — Während nun so die Epikureer der Stoa zu Leibe gingen, hatte sich in einer skeptischen Richtung der platonischen Schule ein neuer mächtiger Feind gegen diese erhoben. Die Skeptiker wollen zwar von den Epikureern auch nicht viel wissen, aber ein wenig fahren sie doch in ihrem Gleise. Sie stellen, nicht etwa um die Stoa zu bekämpfen, sondern um wirklich die Wahrheit oder wenigstens einen Teil davon zu gewinnen, das Prinzip gänzlicher Voraussetzungslosigkeit auf. Die Schöpfung vorerst läßt nach ihrer Ansicht gar keinen Schluß auf ihre Göttlichkeit zu. Ihre Regelmäßigkeit findet ein Analogon in der Erscheinung der Ebbe und Flut, ja auch in der Regelmäßigkeit der Wechselfieber, hinter denen doch wohl kein Mensch etwas Göttliches sehen wird. Alles dies ist vergänglich, vergänglich ist die Welt, sind die Gestirne, die Elemente, ein Gott aber kann nicht vergänglich sein. Mit den Göttern läßt sich gar nichts anfangen, es gibt so viele, bei denen sich die Entscheidung, ob sie Götter waren oder andere Wesen, verliert, daß man am besten ganz von ihnen absieht; sonst müßte man ja noch womöglich die ägyptischen Tiergötter verehren. Die Allegorien aber sind durchaus hinfällig, denn so etwas kann man sich jederzeit ausdenken, da herrscht vollkommene Willkür. Die Kunde der Zukunft ferner, die nach der Stoa von den Göttern stammt, wäre auch kein Glück für die Menschheit. Wozu soll man denn vorher wissen, was doch sicher eintritt?

Übrigens ist die Astrologie eitel Schwindel, kein Mensch ist imstande, ein sicheres Horoskop zu stellen. Endlich, wenn es wirklich eine heilige und gerechte Vorsehung gäbe, so würde es doch sicher dem Guten gut, dem Bösen schlecht gehen. Nun aber sehen wir doch hienieden das gerade Gegenteil davon sich vollziehen. Die Edelsten müssen viel leiden, ein Sokrates starb ungerecht; dagegen geht es den Massenmördern, den Tyrannen, den Tempelräubern ganz vortrefflich. Der Glaube an die Götter soll ja damit nicht aufgehoben werden, da aber alle Völker verschiedene Götter haben, da alle Philosophen andere Systeme schaffen, so kommen wir zu keinem bindenden Ergebnis.

Gegenüber diesen scharfsinnigen Fragen hat die Stoa, wenn sie auch notgedrungen einzelne Konzeffionen machte, doch an ihrem erhabenen Standpunkte weiter festgehalten. Wenn es auch etwas komisch berührt, daß sie auf eine epikureische Frage sogar den Nutzen des Ungeziefers erkennen will, gerade so wie wieder das 18. Jahrhundert Ähnliches versucht hat, so stellt sie doch immer aufs neue den Gesichtspunkt der Übel als im letzten Grunde nicht entscheidender Hindernisse der Vorsehung auf. Die Stoa hat die tapfere Überzeugung, der sich ja auch die christliche Anschauung bemächtigt hat, die Übel seien die beste Übung des Menschen. Gott verwöhnt eben den Guten nicht, er nimmt ihn für sich in Arbeit; er verzärtelt sein Kind nicht wie eine schwächliche Mutter. Alles Widrige ist im letzten Grunde gut für die, denen es zustoßt, besonders aber für das Ganze. Wenn man sich also fragt, warum denn bei einem Erdbeben, warum bei einer Wassernot so viele Gute mit untkommen müssen, so lautet die Antwort, daß sich uns die näheren Gründe entziehen, daß wir nach ihnen auch nicht fragen sollen: Gott, der das Ganze als ein gerechter Vater im Auge hat, weiß besser als wir kurzichtigen Menschenkinder, was dem Weltall frommt, und braucht auch diese Elementarereignisse in seinem Sinne zum Nutzen des Ganzen. Geht es aber oft dem Bösen gut, dem Guten übel, so bedenke der Zweifler, daß die Guten und Gott miteinander verwandt sind; die Bösen sind nur seine Hausflaven; laß die lustig und frivol sein, die Kinder des Herrn haben die Aufgabe, sittig und anständig zu leben. Kein Mensch ist unglücklicher als der, der nie ein Unglück erlebt hat; das Geschick sucht sich immer

nur die Tapfersten aus. Den Steuermann lernt man im Sturm, in der Front den Soldaten kennen: die Tugend ohne Gegner stirbt an Schwindsucht. Und wenn man uns vollends das Beispiel des Sokrates, der ungerecht starb, vorhält, so fragen wir dagegen, ob er ein übles Los gefunden hat, als er das Heilmittel der Unsterblichkeit nahm. Nein, das wirkliche Übel ist nur das Böse, aber gerade dies hält Gott den Guten fern. Die, welche glücklich scheinen, sind oft gerade elend, sie gleichen getünchten Wänden. Die Leidenden lehren andere dulden, sie bleiben ihnen zum Muster. Gott kann auch nicht allein die Bösen auf Erden strafen; der Wind kann nicht den Guten günstig, den Bösen ungünstig wehen, kein Arzt verweigert ja auch seine Medizin dem schlechten Menschen.

Mit diesen Sätzen, die ja wohl nicht ganz einwandfrei sind, die aber eine einzigartige Schönheit wie Konsequenz der Anschauung und wunderbare Tiefe des Empfindens atmen, wird auch den Juden und Christen ein Mittel in die Hand gegeben, skeptische Fragen der heidnischen Gegner zu beantworten. Denn mit Absicht habe ich alle diese Ideen des breiteren wieder gegeben; kaum ein Satz, der nicht nachher von den Juden und Christen wiederholt wird. Das spätere Judentum hellenisiert sich ja zum Teil völlig. Ein jüdischer Schriftsteller, Philo, schreibt moralisch-philosophische Abhandlungen, die ebensogut von einem Heiden hätten verfaßt sein können. Ihm folgen die Christen; sie übernehmen von allen philosophischen Systemen das, was sie brauchen können; sie greifen die Heidengötter mit den Waffen der Epikureer und Skeptiker an, sie beweisen das Dasein Gottes und die Vorsehung aus dem Zustande der Welt und der Geschöpfe, sie brauchen hinsichtlich der Übel die gleichen Argumente wie die Stoa. So setzt sich der Kampf der philosophischen Disziplinen des Heidentums im Christentum fort; es ist gegen so ziemlich alle Philosophen gleich eingenommen, bedient sich aber ohne Zaudern fast aller ihrer Beweise. Wir erkennen somit die ungeheure Bedeutung der Philosophie des Altertums für das Christentum, das gewaltige Fortleben der Tradition. Aber noch eins erkennen wir nebenbei, die Geistesarbeit des Altertums. Probleme wie die oben von den antik heidnischen Philosophen erörterten haben immer wieder die Menschen bewegt, oft genug sind sie auch im gleichen Geiste beantwortet worden, und noch auf lange Zeiten hin wird ihre Behandlung

keine sehr viel andere sein können. Um so näher rücken wir dadurch diesen ernstesten Menschen, die sich mit den qualendsten Fragen beschäftigt haben, und wenn der große Skeptiker Heine sagt: „Und ein Narr wartet auf Antwort“, so sollen wir jene Menschen achten und lieben, die für ihren Verstand und für ihr Gefühl eine Antwort gefunden haben.

Wie aber stellte sich nun das Altertum zur Zeit Christi, nachdem es auf die eine oder die andere Art mit seinem Gottesbewußtsein und der Idee einer göttlichen Weltregierung ins reine gekommen war, zu der Frage des äußeren Gottesdienstes? Auch da war man nicht so zurück, wie man vielfach noch heute annimmt. Es ist hier ein merkwürdiger Parallelismus in der Entwicklung der Juden und der heidnischen antiken Völker zu konstatieren. Die Juden verachteten die Bilder von Holz, Stein oder Erz und weisen immerfort warnend auf das Beispiel der Heiden hin. Auch bei den Griechen sind solche Äußerungen zu vernehmen. Wieder steht hier die Stoa mit ihrer reinen Gottesverehrung in vorderster Linie. „Bauet“, so ruft einer ihrer Philosophen aus, „der Gottheit keinen Tempel; denn ein Tempel ist wertlos und nicht heilig, es gibt nichts derart, was der Gottheit würdig wäre.“ Der Tempel der Gottheit ist nach der stoischen Anschauung allein das Menschenherz. Es ist der größte Widersinn, in den Tempeln vor den toten Götzen zu knien, deren Künstler man doch geringschätzt. Mehr als einmal ertönt die Warnung, in den Götterbildern, den stummen, blinden, leblosen Gegenständen ja nicht die Götter selbst zu sehen. Aber trotzdem haben die Heiden nicht die Konsequenz daraus gezogen, die Bilder umzustürzen, wie es die Christen später taten. Denn in dem Heidentum lebt eine ganz außerordentliche Pietät gegen die Überlieferung, und es ist einer der schärfsten Vorwürfe gegen die Christen, daß sie die väterlichen Bräuche verlassen haben. Die Heiden halfen sich mit der Bemerkung, die ja auch nicht ganz unberechtigt war, daß sie, weit entfernt, in den Bildern die Gottheit selbst zu sehen, jene nur als Erinnerung an diese betrachteten.

Ganz ähnlich war es mit dem Opfer. Schon sehr früh hatten edle Hellenen die Überzeugung ausgesprochen, daß die Gottheit menschlicher Dienste nicht bedürftig sei. Diese Anschauung wird gegen das Ende dieser Epoche, zur Zeit des ersten Jahrhunderts nach Christus immer stärker. Gott, heißt es

da, der uns, ohne Dank zu erwarten, alles reichlich gibt, hat keine Frucht seiner Arbeit vom Rauche der Opfertiere und vom Geruche des Weihrauchs. Es ist ja auch ganz unmöglich, das Geschick, das doch kommen muß, durch solche Sühnungen abzulenken. Das sind Trostgründe eines kranken Geistes. Das unwiderrufliche Geschick läßt sich nicht durch das Opfer eines weißen Lammes umstimmen. Sollte auch den Göttern wirklich die Abschächtung eines klagenden Opfertieres lieb sein?

Der Schluß, der sich aus allem Angeführten ergibt, ist nun wohl ganz klar. Es kann nicht die Rede davon sein, daß eine Zeit, die sich so ängstlich mit dem eigenen Seelenheil abmühte, in der viele Hunderte die ernstesten moralischen Vorträge hörten, in der Tausende von Griechen und Römern sich schon dem Judentum zugewandt hatten, sich selbst aufgegeben hatte, nur darum, weil in Rom der Cäsarenwahnsinn tobt und ein Abschäum aller Völker sich in der Reichshauptstadt wie in den Großstädten der Mittelmeerländer festsetzt. Nero's Rom ist nie die Welt gewesen, kaum ein Abbild von ihr. Der antike Mensch, besonders der Grieche, nahm das Leben wahrhaftig nicht nur von der frivolen Seite, und wenn der widerwärtige Semite Lukian sich darüber belustigt, daß die Reisephilosophen überall miteinander über die höchsten Fragen disputierten, so fällt dieser Spott auf den zurück, dem nichts heilig war, aber die Griechen ehrt ein solcher Idealismus. Gerade das Bedürfnis nach dem Frieden des Gemütslebens und die damit zusammenfallende Abwendung vom Leben der Wissenschaft hat den Einzug des Christentums in die Herzen mächtig vorbereitet. Aber eine tiefe Lücke klappte im griechisch-römischen Wesen. Wir haben sie schon berührt: es ist der Widerspruch zwischen ernstem, oft heiligem Denken und den äußeren Handlungen des Kultes; der Philosoph macht ruhig das Opfer mit, weil es einmal so Sitte sei. Hier schob sich das Christentum wie ein Keil ein, Leben und Lehre war ihm in seinen besten Vertretern eins. Das Christentum ist, wie wir noch sehen werden, nicht still seinen Weg gegangen, es hat zum Teil die Verfolgungen provoziert wie jede Religion, die Propaganda machen muß, um zu leben. Die Sekten abstoßend, völlige Kampfesinheit erstrebend drang es vor auf den Gegner, der im letzten Grunde doch in der Defensive geblieben ist: Angriff aber bedeutet in der Regel nicht nur Siegeshoffnung, sondern auch Siegeskraft.